

'Humanity Hospital' Calcutta:

Wie aus eigener Kraft eine Klinik für die Ärmsten entstand

Thomas Berger

Die Bewohner von Hanspukur im Süden Calcuttas sind stolz auf ihr Krankenhaus. Denn daß etwa 100.000 Menschen medizinische Grundversorgung genießen, haben sie nicht etwa der Stadtverwaltung oder Regierung zu verdanken. Es handelt sich um das Engagement einer einzelnen Frau, die noch dazu über keinerlei Wohlstand verfügt, sondern genauso arm ist wie die, die täglich als Patienten kommen. Etwa 30.000 sind es im Jahr - Tendenz steigend.

Dort, wo der 15-Millionen-Moloch seine Fangarme ins Umland schweifen läßt, dort, wo sich Metropole und ländliche Idylle an einer Straße vereinigen, leben die Menschen vor allem vom Gemüseverkauf. Schulen gibt es nur wenige, die Nebenstraßen sind Holperpisten, die bei den Monsunregen schon dann unpassierbar werden, wenn sich auf der breiten Hauptstraße mit den Straßenbahngleisen in der Mitte noch die Taxis, Motorräder, Busse und anderen Fahrzeuge voranquälen, von einem Kreuzungsstau zum nächsten. Calcutta versinkt in Problemen, derer weder Stadt noch Unionsstaat mehr Herr werden. Das 100 Jahre alte Drainagesystem kann die Wassermassen nicht mehr abfangen, nach 28stündigem Dauerregen im September 1999 versank ganz Calcutta für Tage in den Fluten, dieses Jahr erneut weite Teile. Wenn schon dafür Mittel fehlen - wie sollten sie da jeden Stadtteil mit einer medizinischen Station versorgen?

Es war das Fehlen solch medizinischer Versorgung, das den Mann Suhashini Devis 1972 im Alter von kaum 35 Jahren das Leben kostete. Keine tödliche Krankheit, doch die Armut der Familie, ihn mit extrem hohem Fieber nicht rechtzeitig in ein entferntes Krankenhaus bringen zu können, besiegelte sein Schicksal. Suhashini stand plötzlich allein da, mußte sich zudem noch um die vier minderjährigen Kinder (zu jener Zeit ein bis zehn Jahre alt) sorgen. "Was am Ende des Tages übrig blieb, reichte nicht für uns fünf. Also waren meine Kinder bald gezwungen, mit Geld zu verdienen", erinnert sich die Witwe.

Einen Schwur leistete sie damals im Gedenken ihres verstorbenen Gatten: Nie wieder sollte ein Armer nur daran sterben, daß er sich medizinische Versorgung nicht leisten kann.

Fortan legte sie jede Rupie, die sie entbehren konnte, beiseite. In der eigenen Hütte wurde alsbald eine Art Notklinik eingerichtet. Regelmäßig schaute ein Arzt vorbei, den die Witwe hatte dazu gewinnen können. Doch dabei ist es nicht geblieben.

Stolz führt Ajoy Mishra durch die einzelnen Räume, deren Fußboden blitzblank glänzt. In den Schränken und Ablagen türmen sich Medikamente und ärztliche Arbeitsgeräte, jeweils ein Tisch mit ein bis zwei Stühlen und im Bedarfsfall eine Liege komplettieren die Einrichtung. Der Sohn Suhashinis ist heute Chef der Klinik; eines Krankenhauses, das aus der Weiterentwicklung der wöchentlichen ärztlichen Sprechzeiten in der familiären Hütte entstanden ist. Er, der unter anderem als Laufbursche in einem Straßenrestaurant und mit anderen Gelegenheitsjobs aufwuchs, später die Schule besuchte und wegen herausragender Leistungen ein Stipendium erhielt, entschied sich fürs Medizinstudium. Als Vermächtnis an seinen Vater und im Bewußtsein, so seinem Umfeld in Hanspukur am meisten nutzen zu können.

Wenn der Monsunregen einsetzt, ist das noch immer ein Problem. Denn die 20 anderen Ärzte, die aus teils entfernteren Teilen der Metropole anreisen, müssen zumeist dort umkehren, wo der rissige Asphalt der Hauptstraße in den Schotterweg übergeht, der gemeinsam mit den angrenzenden Grundstücken zu einem einzigen See geworden ist. Ein Auto oder Taxi kommt dort nicht durch. Nur die wenigen, die die Mühen einer schaukelnden Fahrradrickscha nicht scheuen, die der Fahrer mutig durch alle unsichtbaren Schlaglöcher schiebt, gelangen ans Ziel - Mediziner wie Patienten.

Alleingelassen von den staatlichen Stellen fühlen sich die Bewohner von Hanspukur noch immer. Immerhin aber hat das Projekt der Witwe und ihres Sohnes inzwischen so viele Menschen auch aus dem öffentlichen Leben über-

zeugt, daß die Schar der Unterstützer ständig wächst - und mit ihnen das Angebot für die Kranken und Hilfsbedürftigen.

Da sind zum einen die Ärzte selbst, die im 'Humanity Hospital' praktizieren. Einigen ersetzt Ajoy die Wegekosten, andere verzichten sogar darauf, stellen ihre Dienste völlig kostenfrei zur Verfügung. "Ich hatte in der Zeitung darüber gelesen", erzählt Dr. P. Samanta, ein zehn Kilometer entfernt lebender Gynäkologe. "Als ich es mir selbst angesehen hatte, war ich so beeindruckt, daß ich mich beteiligen wollte." Seither kommt er regelmäßig, mittlerweile seit dreieinhalb Jahren. Er weiß, daß seine Patienten hier sich eine Behandlung eigentlich nie leisten könnten, erlebt aber eine aus tiefstem Herzen kommende Dankbarkeit, die ihm so zuvor noch nie entgegengebracht wurde. Ajoy hat in seinem eigenen Raum, der als Behandlungszimmer, Lager und Büro gleichermaßen dient, inzwischen die Mappe mit den Positivkritiken hervorgeholt. Alle großen und weniger namhaften Zeitungen haben mit den Jahren Notiz von dem einzigartigen Projekt genommen, sei es in kleinen Artikeln oder halbseitigen Reportagen, einige sogar mehrfach. Dabei tun Ajoy und seine Mutter eigentlich nichts, was nach westlichem Sinne an PR-Arbeit erinnern ließe. Dazu bleibt gar keine Zeit: Sie steht bereits mit dem ersten Morgen grauen auf und geht weiter jeden Tag auf den Markt (auch wenn der Sohn ihr das mehr als einmal wegen ihres fortgeschrittenen Alters auszureden versucht hat); er selbst hat mit seinen Patienten vollauf zu tun.

Freunde wie der lokale Parlamentsabgeordnete und einige Spender, die mehr als 1.000 Rupien übrig haben, helfen in dieser Hinsicht, das Interesse der Medien wachzuhalten. Warfen sich in die Waagschale, wenn es um Probleme mit den Behörden ging. Doch die ständigen Kosten zu decken, bleibt ein harter Kampf. Und dann ist da nicht zuletzt die Mundpropaganda, die Früchte trägt. Bis ins Ausland: Jene Medizinstudenten, die einmal für vier oder fünf Wochen ausgeholfen haben, und jene Besucher aus deren Bekanntenkreis, die sich mit einer



Klinikchef und -gründer Dr. Ajoy Kumar bei einer Untersuchung (Foto: Thomas Berger)

Visite anschlossen, haben inzwischen auch in anderen Teilen der Welt Unterstützung für das 'Humanity Hospital' erschlossen. 200.000 Rupien brachte 1997 der Verkauf von Bildern von 26 Künstlern zugunsten der Klinik, und auch aus dem Fonds des lokalen Abgeordneten fließt eine Summe dem Projekt zu.

Als die Klinik 1993 öffnete, erfolgte der personelle Start in Zusammenarbeit mit sechs Medizinerinnen. Sieben Chirurgen, 22 andere Ärzte, drei Schwestern sowie 26 Pfleger und Helfer arbeiten inzwischen mit. Zu den elf Abteilungen gehören ebenso Allgemein- und Zahnmediziner wie Gynäkologen, Orthopäden oder Augenärzte. Dr. Samanta praktiziert seit mehr als eineinhalb Jahrzehnten.

Medizinische Grundversorgung ist eines der drei Hauptprobleme Calcuttas, betont er, neben Bildung und Armut. Bildung stehe auch deshalb an erster Stelle, um den Menschen die Bedeutung medizinischer Fürsorge zu erschließen: "Viele wissen ja nicht einmal, was es heißt, ärztlichen Anweisungen zu folgen." Um die Klinik auf lange Sicht aufrecht zu erhalten, sei der freiwillige Dienst von ihm und seinen Kollegen allerdings nicht genug. "Was uns fehlt, sind vor allem ausgebildete Schwestern, die uns unterstützen können. Ohne sie sind auch Operationen nicht möglich." Ein stationäres Rundum-Angebot wäre

der nächste dringende Schritt, merkt auch Klinikchef Ajoy an. Auf Teamwork kommt es an, einerseits die Ärzte, andererseits die Hilfskräfte, die 24 Stunden am Tag eine Betreuung der Patienten sicherstellen. Doch dafür müsse man wenigstens Minimallöhne bezahlen können, was derzeit noch nicht möglich ist.

Es ist Sonntag. Sechs Ärzte sind heute präsent, von Augen- über Hautkrankheiten bis hin zum Gynäkologen und Hals-Nasen-Ohren-Arzt stehen Fachkräfte zur Verfügung. Durch die noch anhaltenden Überschwemmungen der Zufahrtswege sind es diesmal nur 72 Patienten, sonst sind es oft bis zu 200. Auch am folgenden Montagmorgen, eine Stunde vor Eintreffen Ajoys und lange vor dem der anderen Mediziner, ist der Warteraum bereits gefüllt. Manchmal müssen sie sich länger gedulden, denn das Klinikteam führt auch Camps in umliegenden Siedlungen durch. Viermal jährlich gehen vor allem Allgemeinmediziner und Augenärzte auf Tour, haben auch dann pro Tag etwa 200 Patienten zu versorgen - ein erschöpfendes Programm. Ajoy sieht die Bedeutung dieser Camps auch darin, daß sie für die Mutter-Kind-Gesundheit Sorge tragen.

In der Ecke summt der Kühlschrank, eine Spende der 'Eastern Indian Womens Association'. Eine der drei Schwestern bringt den nächsten Patienten, dem an-

zusehen ist, wie sehr er sich zusammennehmen muß, um den Schmerz zu ertragen. Eine Schnittwunde geht tief in den linken Handballen - bei der Arbeit auf dem Bau hat er sie sich zugezogen. Dr. Ajoy bettet ihn auf die Liege, desinfiziert die Wunde, und das Gesicht des Mannes verzieht sich vor Schmerz. Narkotika gibt es nicht, die kleine Operation findet völlig ohne Betäubung statt. Reinigen der Wunde, Nähen, dann darf sich der Patient noch kurz ausruhen, bevor der nächste an der Reihe ist. Auch dieser Mann bezahlt nichts, von den 76 Patienten des Tages werden 32 völlig kostenlos behandelt, die anderen bezahlen je nach Möglichkeit zwischen zwei und zehn Rupien, die wiederum anderen die medizinische Versorgung ermöglichen. "Die Solidarität ist unsere Stärke", bekräftigen Ajoy und seine Mutter. So wie Suhashini schon seit vielen Jahren, haben auch die anderen Dorfbewohner angefangen, Geld beiseite zu legen, welches in das Projekt fließt. Was ließe sich denn schon mit 20 oder 50 Rupien ermöglichen, denken viele abwertend. Doch es sind in allererster Linie solche Beträge, die das 'Humanity Hospital' zum Laufen gebracht und am Leben erhalten haben. Die Bewohner von Hanspukur haben durch das Vorbild der heute 63jährigen Witwe gelernt, aus früherer Ohnmacht eine Stärke zu machen.